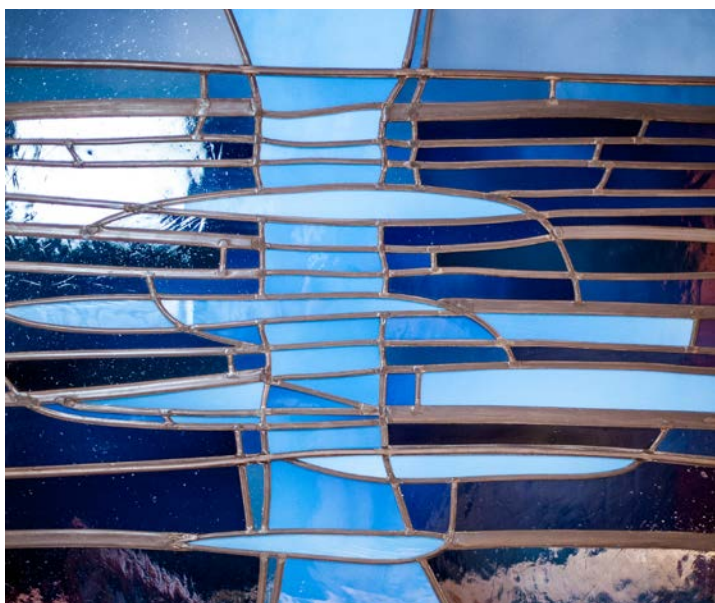


Ausgabe 02/2025

LEBENS WENDE



FRANZISKUS-HOSPIZ-
ZENTRUM HOCHDAHL



Die Zeitschrift des Franziskus-Hospiz e.V.
www.franziskus-hospiz-hochdahl.de

INHALT

- Seite 3** Editorial
- Seite 4** Interview mit Hospizbotschafter Axel Nölling
- Seite 6** Über die Schulter geschaut: „Man braucht eine abwartende Haltung“
- Seite 8** Gespräche: „Schaffet Schweigen!“: Ein Plädoyer für Ruhe und Fürsorge am Lebensende
- Seite 10** Palliativausweis: Ein Wegweiser für den Notfall
- Seite 11** Lesen, was andere schreiben
- Seite 12** Porträt: Goswin Walter – Hospizler mit Leib und Seele
- Seite 14** Wie geht Sterben? – „Irgendwie ist da eine Schranke zwischen mir und der anderen Welt ...“
- Seite 15** Termine

LEBENSWEDE Impressum

Herausgeber:

Franziskus-Hospiz e. V. Hochdahl
Vorsitzender: Wolfgang Soldin
Hospizzentrum & Büro: 40699 Erkrath, Trills 27
Telefon 02104 9372-0, Telefax 02104 9372-98
E-Mail redaktion.franziskushospiz.ev@t-online.de

Spendenkonto:

Kreissparkasse Düsseldorf
IBAN: DE90 3015 0200 0003 1056 08 | BIC: WELADED1KSD
VR Bank eG Monheim
IBAN: DE54 3056 0548 0505 9000 14 | BIC: GENODED1NLD

Redaktion:

Wolfgang Soldin (ViSdP), Silke Kirchmann, Sabine Maguire, Gerd Michalek

Fotonachweise:

iStockphoto

Gestaltung:

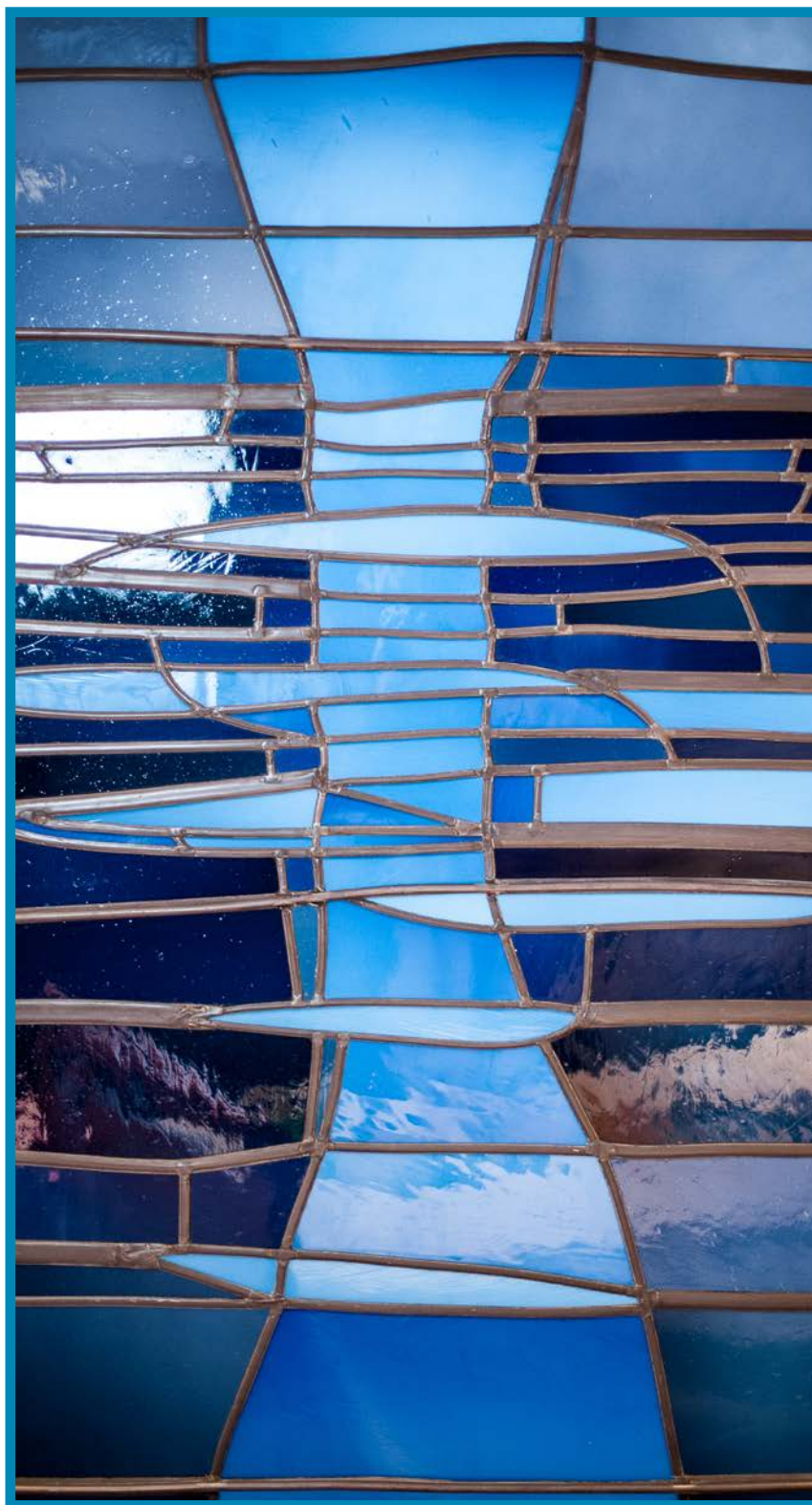
Marienhaus GmbH, Kommunikation & Marketing

Druck:

FLYERALARM GmbH, Alfred-Nobel-Str. 18, 97080 Würzburg

Auflage:

1.500 Exemplare



*Liebe Mitglieder,
liebe Leserinnen und Leser,*

mit dieser Ausgabe erscheint unsere LebensWende in einem neuen „Kleid“. Wir haben aber nicht nur das Layout, sondern auch die Struktur geändert und neue Rubriken eingeführt. Da wir auch viel zu erzählen haben, hat sich die Seitenzahl ebenfalls erhöht.

Wir hatten das Gefühl, dass mittlerweile alle Rezepte nachgekocht wurden und auch das Erscheinungsbild einer ansprechenderen und zeitgemäßen Aufmachung weichen sollte. Unser Ziel ist es, Sie noch besser in die Welt unseres Hospizes und der dort handelnden haupt- und ehrenamtlichen Mitarbeitenden und deren wertschätzender Arbeit mitzunehmen.

Zudem werden wir regelmäßig Portraits von uns wichtigen Persönlichkeiten zeigen, die entweder eine direkte Verbindung mit dem Franziskus-Hospiz haben oder mit dem Thema verbunden sind. Beginnen werden wir mit unserem ehemaligen Vorsitzenden und langjährigen Wegbegleiter Goswin Walter, der auch heute noch unserem Haus mit Rat und Tat zur Seite steht.

Ich finde die neue LebensWende gelungen, die Texte einfühlsam, informativ und anschaulich. Ich hoffe, dass Sie ebenfalls soviel Freude beim Lesen haben wie ich.

Uns interessiert natürlich auch Ihre Meinung.
Schreiben Sie uns eine Mail an redaktion.franziskushospiz.ev@t-online.de mit Ihren Eindrücken. Ich freue mich auf Ihre Rückmeldungen.

Aber jetzt genießen Sie erstmal unsere LebensWende!

Ihr
Wolfgang Soldin
Vorsitzender des Franziskus-Hospiz e.V. Hochdahl



*Mit dem Hospizbotschafter Axel Nölling (46) über den Tod zu sprechen:
Das ist eine intensive Erfahrung. Vor beinahe 20 Jahren hat der Malermeister
seine Mutter verloren, ihr Tod hat ihn vieles gelehrt.*

„Der Tod kann auch als guter Freund zu einem kommen...“



Herr Nölling, Ihre Mutter lag vor ihrem Tod im Wachkoma. Wie haben Sie und Ihre Familie diese Zeit erlebt?

AXEL NÖLLING Meine Mutter war eine sehr engagierte Frau, die mit 53 Jahren plötzlich herausgerissen wurde aus dem Leben. Hinein in eine Zwischenwelt, sie lag sechs Monate im Wachkoma. Wir sind als Familie in diese Situation hineingewachsen, am Ende ist meine Mutter einfach eingeschlafen, ihr Tod war friedlich.

Was ist damals passiert?

NÖLLING Meine Mutter ist mitten in der Stadt in einem Laden zusammengebrochen. Zuvor war eine Herzmuskelentzündung zwar diagnostiziert, aber offenbar in ihrer Schwere nicht erkannt worden. Mein Vater wurde informiert, er hat mich von dort aus angerufen, ich bin sofort hingefahren. Meine Schwester ist zufällig reingekommen, weil sie unsere Autos dort hatte stehen sehen. Und dann standen wir alle daneben, während meine Mutter reanimiert wurde. Noch heute sehe ich ihre Augen, wie sie mich anschaut...

Mit etwas Abstand fällt es sicher leichter, darüber zu sprechen. Aber damals war es für Sie wohl eine traumatische Erfahrung...

NÖLLING ...ja, das war so. Schlimm war es für uns aber auch, zu wissen: Meine Mutter war Krankenschwester, im Wachkoma zwischen Leben und Tod gefangen zu sein – das hätte sie nicht gewollt. Man hat als Außenstehender realitätsferne Vorstellungen von Wachkoma-Patienten, wie die, dass sie irgendwann aufwachen und nach der Uhrzeit fragen. Aber so ist es oft nicht.

Wie ist es denn?

NÖLLING Wir wurden von Ärzten schnell eines Besseren belehrt: Wäre meine Mutter wieder aufgewacht, hätte sie wohl mit schweren Behinderungen weiter-

leben müssen. Wir sind eine sehr innige Familie, auch damals waren wir schon eng miteinander verbunden - und dennoch haben wir ihr alle den Tod gewünscht. Als sie in ihrem Bett lag und starb, habe ich ihren Kopf in meinen Händen gehalten, ihr über die Haare gestreichelt, das waren Momente...

Man spürt, dass Sie den Tod sehr nahe an sich herangelassen haben...

NÖLLING ... wohl vor allem, weil ich es musste. Noch immer träume ich von meiner Mutter, wie sie neben mir steht und gleichzeitig weiß ich, dass sie nicht mehr lebt. Aber auch schon vor ihrem Tod habe ich gesehen, wie mein Großvater nach mehreren Schlaganfällen in einen Zustand gezwungen wurde, unter dem er sehr gelitten hat. Er hat damals oft geweint, obwohl er zu einer Generation gehörte, die nicht über ihre Gefühle sprach. Seine Hilflosigkeit hat mich schon als Kind belastet und in mir die Überzeugung reifen lassen: Der Tod kann auch als guter Freund zu einem kommen...

...und er macht Ihnen keine Angst?

NÖLLING Ich sehe es so: Entweder kommt danach nichts, dann braucht man sich auch nicht zu fürchten. Oder da ist etwas und dann erwarten einen dort schon die Menschen, die man einst geliebt hat.

Nun sind Sie Hospizbotschafter und wir sitzen hier im Terrassenraum des Tageshospizes. Was ist das für ein Gefühl für Sie, an einem solchen Ort zu sein?

NÖLLING Mir ist sehr bewusst, dass es kein Ort ist wie jeder andere. Mit Schwere gehe ich nicht in ein Hospiz, aber eben auch nicht so, als würde ich irgendwo gedankenverloren durch ein Einkaufszentrum laufen. Dass das Sterben hier einen Raum bekommt: Das ist für mich ein gutes Gefühl.

ÜBER DIE SCHULTER GESCHAUT

Der Empfang im Hospiz ist ein besonderer Ort, wir durften Cornelia Wilfert dort an einem Vormittag „über die Schulter schauen“

„Man braucht eine abwartende Haltung...“

Der Empfang im Hospiz: Das ist ein besonderer Ort. Wer ihn als Gast durchschreitet, der weiß: Die eigene Endlichkeit, die wir gerne beiseiteschieben würden, rückt näher. Draußen vor der Türe lässt man als Sterbender jene Welt zurück, die einen glauben ließ, das Leben würde ewig weitergehen. Und drinnen weiß man: Vielleicht sind es noch Monate oder Tage, manchmal auch nur Stunden, die einem bleiben, bis einen der Tod hinfort reißt. Was es braucht, um sich in diesem Raum zu bewegen und dort Begegnungen möglich werden zu lassen? Für Cornelia Wilfert ist es vor allem das: Ruhe und aufmerksames Gewahrsein. Seit beinahe zwei Jahren sitzt die Ehrenamtlerin immer wieder am Empfang und sie weiß: „Man braucht eine abwartende Haltung“. Was das bedeutet, sagt sie auch: Sich selbst zurücknehmen können und immer wieder neu schauen, wo und wie man sich einbringen kann. Vor allem, wenn es neue Gäste sind, die durch jenen Raum hindurch, sitzend und oder auch liegend, an ihr vorbeigeschoben werden. Dann ist der Empfang, gleich hinter der Glastüre, nur ein kurzer Zwischenstopp auf dem Weg in eines der Hospiz-Zimmer. Begleitet wird er von Verletzlichkeit und Ohnmacht, die nur schwer auszuhalten sind. Das es drinnen noch-

mal anders werden kann? Das sich Lebensfreude auch noch inmitten einer schweren Krankheit einstellen kann? Das weiß man nicht, wenn man vor allem damit beschäftigt ist, draußen alles zurücklassen zu müssen, was einem lieb und teuer war.

Das Hospiz ist ein „lebendiger“ Ort

An jenem Morgen, an dem wir Cornelia Wilfert im Empfang „über die Schulter schauen“ dürfen, ist es ein stetes Hin und Her. Mitarbeiter:innen sind dort unterwegs, der Hausmeister oder auch Angehörige. Frau S. will zu ihrem Mann, der bekommt viel Besuch, das wissen sie im Hospiz. Ein paar kurze Worte, ein Telefonat und schon kommt jemand, um Frau S. abzuholen. So wird es danach noch häufiger laufen an diesem Tag, zu spüren ist vor allem das: Ein Hospiz ist ein „lebendiger“ Ort, niemand schleicht dort betreten durch die Gänge.

Hört man Cornelia Wilfert zu, dann erfährt man das: Es gibt Gäste, mit denen sie ein paar Worte wechselt,

”

*Hospizarbeit ist kein Job, bei dem man
pünktlich zum Feierabend die Bürotür
hinter sich abschließen kann.*

“



„*Ein Hospiz ist ein „lebendiger“
Ort, niemand schleicht dort
betreten durch die Gänge.*“

wenn sie im Hospiz ankommen. Anderen genügt ein kurzes „Hallo“, wieder anderen fehlt auch dafür die Kraft. Zu schauen, was der Mensch will und was er braucht – das sei wesentlich, nicht nur bei den Gästen. Auch für Familienangehörige und Freunde ist der Empfang ein Ort, an dem viel zurückgelassen werden muss. Das Leben, so wie es mal war, mit dem nun Sterbenden an der Seite, gibt es nicht mehr. Was Cornelia Wilfert oft von Angehörigen hört, ist dies: „Sie fragen sich, ob der Weg ins Hospiz der richtige war“.

Selbstvorwürfe sind für viele belastend

Sich selbst vorzuwerfen, es zuhause mit dem Partner, den Kindern oder den Eltern „nicht geschafft“ zu haben, sei für viele belastend. Von manchen Zugehörigen hört sie das schon am ersten Tag, auf dem Weg nach draußen, nachdem der Gast sein Zimmer bezogen hat. Andere laufen tagelang oder auch wochenlang immer wieder durch die Glastür, um sich dann, irgendwann, alles von der Seele zu reden. Man-

che rufen auch an, um es dringlich zu machen mit der Aufnahme im Hospiz. Da kann Cornelia Wilfert die Frage allenfalls dorthin weiterleiten, wo über solche Dinge entschieden wird. Aber auch in solchen Gesprächen hört sie, wie groß die Not zuweilen ist, die das Sterben mit sich bringen kann.

Um so etwas aufzufangen bei den Gästen und denen, die drumherum mitleiden, stehen sie im Hospiz eng beieinander. Pflegekräfte, Seelsorge, Hospizleitung: Alle wissen sie, dass Hospizarbeit kein Job ist, bei dem man pünktlich zum Feierabend die Bürotür hinter sich abschließen kann. Auch Ehrenamtler wie Cornelia Wilfert fangen vieles auf, am Ende auch die Trauer. Für den allerletzten Weg gibt es im Franziskus Hospiz ein wunderbares Ritual: Ist der Mensch gestorben, der einst durch den Empfang hindurch eingezogen ist ins Hospiz, wird er – im Sarg liegend – immer von jemandem aus der Pflege nach draußen begleitet. „Wir stehen dann auch auf“, sagt Cornelia Wilfert über diejenigen, die in jenen Momenten am Empfang sitzen. Es ist eine letzte, den Toten zugewandte Geste...

GESPRÄCHE ÜBER KRANKHEIT, STERBEN, TOD UND TRAUER

Anlässlich seines Vortrages zum 30-jährigen Bestehen des Franziskus-Hospizes haben wir mit Prof. Dr. Andreas Heller über das Sterben gesprochen und über die „Umsorge“ am Lebensende

„Schaffet Schweigen!“

Ein Plädoyer für Ruhe und Fürsorge am Lebensende



Herr Prof. Dr. Heller, lassen Sie uns über das Sterben reden. Wir leben heutzutage länger, und wir sterben länger. Nicht plötzlich und unerwartet, sondern eher langsam und vorhersehbar...

ANDREAS HELLER Man muss es wohl so sehen: Sterben wird hergestellt, wenn nötig geplant, assistiert vollzogen und so zum kontrollierten Verfahren. Dem fügen wir uns ängstlich, manchmal wortlos, oft hilflos und ohnmächtig. Die moderne Medizin hat uns unfähig gemacht, mit dem Schmerz, der Einsamkeit, den Demütigungen des Alterns und dem Sterben sozial und menschlich umzugehen

Und das inmitten eines Gesundheitsapparates, in dem Profitinteresse und Standespolitik vorherrschen...

HELLER ...und in dem Sterben zu einer Krankheit gemacht wird, die kontroll- und überwachungsbedürftig ist. Es ist eine Verkrankung des Sterbens, die den Sterbenden zum Objekt und zum Kunden der Gesundheitsindustrie hat werden lassen.

Sterben und Tod sind zum Projekt von „Gesundheits-Experten“ geworden, zum Marketingmodell von Klinikketten...

HELLER Der medizinische Kampf gegen den Tod hat längst absurde Züge angenommen. Der unbedingte Wille, ihn überwinden zu wollen, erfordert Einspruch und Widerspruch. Wir brauchen keine neuen Versprechungen von „magischen“ und oft teuren Medikamenten, von der Heilung aller Krankheiten, von der kosmetischen Reparatur der Körper.

Was brauchen wir denn?

HELLER Die Medizin muss selbst in die Schule des Sterbens gehen. Dort wird sie lernen, das Sterben in ihr Selbstverständnis aufzunehmen. Sie wird erkennen, dass Leben und Tod immer wesentliche Dimensionen menschlichen Lebens bleiben. Erst dann wird sie wieder in Beziehung kommen mit den Sterbenden und gutes Leben bis zuletzt ermöglichen.

Aber Sterben ist doch längst kein sprachloses Tabu mehr, oder?

HELLER Nein, verdrängt werden Tod und Sterben nicht mehr, sie werden unablässig beredet. Aber sie sind auf das Niveau eines organisatorischen Problems abgestürzt, nicht verdrängt, sondern weggeordnet. So gaukeln wir uns vor, das Lebensende in den Griff zu bekommen.

Man hat das Gefühl: Biologisch-medizinisch wissen wir alles, aber zugleich wissen wir über das, was Sterben heißt – nichts...

HELLER Der Gedanke an den Tod ist wie ein Eisklumpen in uns. Wir ahnen gerade noch, dass das Leben mit dem Tod zu tun hat, aber ansonsten schieben wir den unangenehmen Gedanken weg, dass alles irgendwann ein Ende hat. Wir sind vor allem auf ein schmerzfreies Lebensende oder auf das Bleiben bedacht. Dass zum Leben das Leiden gehört, lässt sich zwar leicht sagen, aber schwer ertragen.

Die Hoffnung auf etwas, das nach dem Tod kommt, ist den meisten abhandengekommen...

HELLER Sieht man im Tod nur das Ereignis, dass das Leben unerbittlich beendet, so lässt er sich nicht als etwas begreifen, was zum Leben gehört, was die Kehrseite des Lebens ist, was dem Leben erst seinen Sinn und seine Bedeutung verleiht. Die verlorene Transzendenz, der Himmel als Horizont des Lebens und Sterbens, ist abgedunkelt und wird durch Technokratie ersetzt. Das große Geheimnis lassen wir nicht an uns heran. Man könnte auch sagen, wir sind Diesseitskrüppel.

Was meinen Sie, muss getan werden?

HELLER Um es mit dem dänischen Philosophen und Theologen Søren Kierkegaard zu sagen: „Das erste, was getan werden muss, und die unbedingte Voraussetzung dazu, dass überhaupt etwas getan werden kann, ist: Schaffet Schweigen! Der Mensch, dieser gewitzigte Kopf, sinnt fast Tag und Nacht darüber nach, wie er zur Verstärkung des Lärms immer neue Mittel erfinden und mit größtmöglicher Hast das Geräusch und das leere Gerede möglichst überall hin verbreiten kann.“

Kierkegaard hat wohl nicht ahnen können, wie viel größer der Lärm noch werden würde inmitten der Raserei der modernen Informationsgesellschaft...

HELLER Die wachsende Zahl der Dinge, die Springflut der Unterhaltungen, das Rauschen des Lebens, der anschwellende Lärm: Das alles verdeckt die Einsicht, dass das Leben woanders ist. Das Getöse hat uns im Griff, es lähmt, es sediert. Es ist ein pain killer, der die schmerzvolle, quälende Wahrnehmung abtötet, die uns ahnen lässt, dass wir das Leben versäumen.

Es steht zu befürchten, dass all das auch vor dem letzten Lebensabschnitt nicht Halt macht...

HELLER Wir sind gut beraten, die palliativen Orte nicht zu Orten anschwellenden Getöses werden zu lassen, an denen irgendwann der erste palliative Patient schreit: „Wie kann ich hier irgendwo in Ruhe sterben?“

Still zu werden heißt auch, sich zu fragen: Was lässt sich lernen von sterbenden Menschen? Was bedauern sie eigentlich am meisten?

HELLER Angesichts der radikal verkürzten Lebenszeit gilt das größte Bedauern der Erkenntnis, das eigene Leben nicht gelebt zu haben. Man war gefangen im gesellschaftlichen Spiel, zu tun, was „man“ von einem erwartet und was andere von einem wollten. Es blieb zu wenig Zeit, um mit Freunden und Freundinnen wärmend verbunden gewesen zu sein.

Vielleicht leisten wir uns zu wenig „Verrücktsein“, ein „Wegrücken“ von den allgemeinen Erwartungen, von den Spielregeln des gesellschaftlichen Leistungsspiels...

HELLER Achten Sie darauf, den eigenen Lebensfaden zu spinnen? Den Intuitionen des Glücks, der Freiheit, der Liebe, der Leidenschaft und der Freundschaft zu folgen? Vom todsicheren Tod her zu leben heißt, wesentlicher zu leben. Entscheidungen darüber, was wichtig und unwichtig ist, werden im Sterben klarer. Man muss aber nicht erst schwerkrank und sterbend sein, um Verpasstes und Ungelebtes zu bedauern und zu beklagen...

...und zu spüren, dass es die Sorge der anderen ist, die uns am Lebensende trägt.

HELLER Wir Menschen sind überaus sorgebedürftig, die Fürsorge anderer begleitet unser Leben. Am Lebensende sind wir radikal auf eine Umsorge angewiesen, die sich nicht berechnen und verrechnen lässt, nicht im Projekt einer gesellschaftlichen Sterbentsorgung aufgeht. Wir können eben nicht leben und nicht sterben ohne die Wärme und das Wohlwollen freundschaftlich Sorgender und wir sind auch sorgebegabt und zur Sorge fähig. In jedem Menschen stecken auch die Leidenschaft und Fähigkeiten, sich um andere zu kümmern, die unsere Sorge brauchen.

VITA

Prof. Dr. Andreas Heller stammt aus Düsseldorf und wurde 2007 auf den europaweit ersten Lehrstuhl für Palliative Care und Organisationsethik berufen. Derzeit ist er Sprecher des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Hospiz- und Palliativverbandes (DHPV) in Berlin.

Sebastian Pietschek hat die Einführung des Palliativausweises im Kreis Mettmann begleitet. Der Pflegedienstleiter im Tageshospiz weiß, warum ein solches Dokument für Patienten wichtig sein kann

Palliativausweis: Ein Wegweiser für den Notfall

Wer als Palliativpatient bei einem Notfall nicht ins Krankenhaus gebracht werden möchte, sollte ihn haben: Den „Palliativausweis“, der in jede Geldbörse passt. Vor ein paar Monaten wurde die gelbe Karte eingeführt, federführend war das Palliativnetzwerk im Kreis Mettmann. Dort saß auch Sebastian Pietschek mit am Tisch und das nicht, weil er musste, sondern weil er es gerne wollte. Pietschek ist Pflegedienstleiter im Tageshospiz und auch für die SAPV unterwegs, er weiß also, was Menschen mit einer schweren Erkrankung umtreibt. Um den Palliativausweis mit auf den Weg zu bringen, hat er seine Freizeit geopfert und dabei auch die Belange des Franziskus-Hospizes vertreten. Im Gespräch schildert er nun einen „klassischen Fall“: Ein Patient habe in einem Café einen medizinischen Notfall erlitten, der Mann sei allein unterwegs gewesen. Ob er wiederbelebt werden möchte? Ob er im Krankenhaus an die Herz-Lungen-Maschine angeschlossen oder auch künstlich beatmet werden möchte? All das kann der Notarzt nicht wissen, zumindest dann nicht, wenn der Patient nicht ansprechbar ist. Für solche Situationen ist der Palliativausweis gedacht, auf dem sich kurz und knapp das festhalten lässt, was man sich für solche Fälle wünscht.

Das man gegen seinen Willen mitgenommen wird in eine Klinik, droht aber auch dann, wenn man es selbst nicht möchte und es auch so sagen kann. Allein die Tatsache, dass Ärzte ein „höheres Übel“ abwenden müssen, kann dazu führen, dass man sich in einem Krankenhausbett wiederfindet. Andernfalls würden den Medizinern juristische Konsequenzen drohen. Jemanden einfach sterben lassen: das dürfen sie nicht. Auch dann nicht, wenn ein palliativ erkrankter Patient in der letzten Lebensphase inständig darum bitten würde. Das könnte sich mit dem Palliativausweis nun ändern. Zumindest macht es eine solche Willensbekundung des Patienten leichter, dessen Wünschen nachzukommen, ohne dafür als Arzt rechtlich belangt werden zu können.

Dass es auch andere Gründe gibt, einen solchen

Ausweis bei sich zu tragen, weiß Peggy Trützscher. Seit einem Jahr besucht die Erkrätherin das Tageshospiz, notgedrungen hat sie sich intensiv mit den Fragen rings um ihre schwere Erkrankung auseinandergesetzt. „Man sieht mir die Krankheit nicht an“, sagt sie, und gerade das sei für sie ein Problem. Es beruhige sie, dass im Palliativausweis steht, welche Therapien und Medikamente sie bekommt. „Momentan habe ich noch nicht so einen großen Hilfebedarf“, sagt Peggy Trützscher.

Sie sei auch noch nicht an dem Punkt, wo sie lieber sterben würde als leben, wenn ein medizinischer Notfall eintreten sollte. Das aber könne sich mit dem Fortschreiten der Erkrankung ändern, dann will sie den Palliativausweis an die neue Situation anpassen. Was dort drinstehen soll, muss grundsätzlich mit dem Hausarzt, dem Onkologen oder dem Palliativarzt besprochen werden. Nur mit Unterschrift und Stempel sei der Ausweis gültig, so Sebastian Pietschek.

Das sei vor allem deshalb so, damit ein solches Dokument nicht in falsche Hände gerate. Eine Voraussetzung dafür, dass der Arzt mit dem Patienten einen Palliativausweis ausfüllt, ist auch diese: Es muss bereits eine Patientenverfügung geben. Und das wiederum heißt, dass sich der Mensch grundlegende Gedanken gemacht hat, was er an medizinischer Unterstützung möchte, und was nicht. Ein bloßes „ich möchte nicht an Schläuchen hängen“ ist meist nicht genug, um entscheiden zu können, was andere für einen selbst tun sollen, wenn der Notfall eintritt.



LESEN, WAS ANDERE SCHREIBEN

Auf tiefe Weise schauen

Die meisten von uns glauben, dass wir vielleicht siebzig, achtzig, neunzig oder hundert Jahre auf diesem Planeten verbringen werden und dann weg sind. Aber wenn wir auf tiefe Weise schauen, erkennen wir, dass das eine falsche Vorstellung ist. Unsere Lebensspanne ist nicht auf siebzig, achtzig oder hundert Jahre begrenzt. Unser Körper ist nicht unser Selbst; wir sind viel mehr als dieser Körper. Wir sind das grenzenlose Leben. Wir sind nicht auf unseren physischen Körper beschränkt. Wir sind mit unseren Vorfahren, unseren Nachkommen und dem gesamten Kosmos verbunden, wir durchdringen und bedingen einander. Wir haben kein separates Selbst; wir sind mit allem Leben verbunden, und wir, ebenso wie alles andere, sind in immerwährendem Wandel begriffen.

Der geliebte Mensch wird immer bei Ihnen sein

Wenn Sie sich im gegenwärtigen Moment verankern und diesen Moment tief berühren, werden Sie eine tiefe Einsicht in das gewinnen können, was Sie sind. Wenn ich wirklich mit mir in Berührung bin, entdecke ich, dass ich gleichzeitig die Sonne bin, ich bin eine Wolke, ich bin die Erde, ein Fluss, ein Berg, ein Eichhörnchen, ein Baum. Alles ist in allem anderen. Könnte ich überhaupt hier sein ohne das Eichhörnchen, ohne den Berg, ohne die Wolke? Wenn man den Berg aus mir herausnehmen würde, wäre ich nicht mehr hier. Würde man mir die Wolke nehmen wollen, wäre ich auch nicht mehr hier, denn tatsächlich bin ich all diese Dinge. Ich bin die Wolke, das Eichhörnchen, das Reh, der Berg. Ich bin die, die ich liebe. Man kann mir den geliebten Menschen nicht nehmen. Wenn ich den gegenwärtigen Moment tief berühre, kann ich erkennen, dass wir alle miteinander verbunden sind, einander bedingen und durchdringen. Berühren wir das eine, berühren wir alles. Wenn Sie sich selbst als ein Blatt, als eine Blume, als eine schöne Wolke am Himmel erkennen können, wird es Ihnen leichtfallen zu verstehen, dass Sie nie geboren wurden, dass Sie nicht aus dem Nichts gekommen sind und dass Sie nie sterben werden. Und Sie werden nie ohne die sein, die Sie lieben.

Erst der Tod macht das Leben möglich

Das Leben besteht aus dem Tod, und der Tod besteht aus dem Leben. Wir müssen den Tod akzeptieren; er erst macht das Leben möglich. Die Zellen in unserem Körper sterben jeden Tag, aber wir denken nie daran, Beerdigungen für sie zu organisieren. Der Tod der einen Zelle ermöglicht die Geburt einer anderen. Leben und Tod sind zwei Aspekte der gleichen Wirklichkeit.

(Auszüge aus: Thich Nhat Hanh, Wie weiterleben, wenn ein geliebter Mensch stirbt?, Verlag O.W.Barth)



PORTRÄT

Sechs Jahre lang war er Vorstandsvorsitzender des Hospizvereins, später Mitglied im Ältestenrat und noch immer sitzt er im Empfang: Seit Jahrzehnten ist Goswin Walter (81) mit dem Franziskus-Hospiz eng verbunden

Hospizler mit Leib und Seele

Über das Hospiz sprechen? Da muss man Goswin Walter nicht lange bitten. Dass ein solches Gespräch dort und nirgendwo anders stattfindet, versteht sich von selbst. Vor ihm steht ein Cappuccino, frisch aufgebrüht aus der Küche gleich neben dem Empfang. Dort sitzt er einmal in der Woche, immer freitags, aber dazu später. Es gibt so vieles, was Goswin Walter mit dem Franziskus-Hospiz verbindet, dass sich vor allem eine Frage stellt: Wo fängt man an zu erzählen, und wo hört man auf? Dass es eigentlich um ihn gehen soll bei diesem Gespräch? Nun ja, wenn's der Sache dient, sei das schon in Ordnung.

Ein Mensch durchdrungen vom Hospiz

Dass ihm Eitelkeiten fremd sind, muss er nicht sagen. Dass er sich selbst nicht so wichtig nimmt, auch nicht. Wer zu ihm hin fühlt und die Leichtigkeit wahrnimmt, mit der Goswin Walter über all das spricht, was ihn bewegt, dem offenbart sich vor allem eines: Hier ist ein Mensch nahezu durchdrungen vom Hospizlichen. Dass er sechs Jahre lang Vorsitzender des Hospizvereins war, und später auch im Ältestenrat? Ja, das sei alles so gewesen, sagt Goswin Walter. Er habe diese Ämter gerne innegehabt und mit Leidenschaft ausgefüllt.

Aber angefangen habe alles ganz anders, mit seiner mittlerweile verstorbenen Frau. Sie sei diejenige gewesen, die das Hospiz an den Küchentisch geholt hat und das schon lange, bevor es überhaupt gebaut worden sei. Schon zuvor sei sie ehrenamtlich enga-

giert gewesen, mit ihr seien Sterben, Tod und Trauer zu Themen geworden, über die immer wieder gesprochen wurde. „Sie war Hospizlerin mit Leib und Seele“, spricht Goswin Walter über seine Frau.

Nach Berufsleben auf der Überholspur erst einmal die Ruhe genossen

Er selbst sei damals als Vertriebsleiter für ein großes Unternehmen viel herumgekommen, es war ein Berufsleben auf der Überholspur. Nach der Pensionierung habe er sich erstmal „ins Bett gelegt und dort beim Frühstück die Zeitung gelesen.“ Lange hat dieser kontemplative Zustand damals aber nicht angehalten, es seien die Schlossgeister gewesen, die ihm ein Ende bereitet hätten mit der Frage, ob er damit nicht mal aufhören und wieder „was Vernünftiges“ machen wolle. Wen er mit den Schlossgeistern meint? Goswin Walter zählt viele Namen auf, die meisten davon sind oder waren mit dem Franziskus-Hospiz eng verbunden.

Sabine Jachmann sei es gewesen, die das Schloßchen in Frankreich ausfindig gemacht habe, zu dem man damals gereist sei. Eine Reise, als „Initialzündung für weitere gemeinsame Unternehmungen“, bei denen es immer auch darum gegangen sei, wie man das Hospiz voranbringen kann. Pfarrer Gerd Verhoeven war damals dabei und auch Hermann Lucas, den Goswin Walter später als Vorstandsvorsitzender des Hospizvereins abgelöst hat. Im Jahr 2006 sei das gewesen, seine Vorgänger hätten eine



„*Sterben, Tod und Trauer wurden zu Themen, über die immer wieder gesprochen wurde.*“

hervorragende Arbeit geleistet. Die Formalitäten der Gründerjahre seien längst vom Tisch gewesen. Und was macht man dann so in einem solchen Amt? Vorstandssitzungen, Mitgliederversammlungen, Neujahrsempfänge: Die Liste der administrativen Aufgaben ist lang.

Berührungängste abbauen

Aber auch die Hospiz-Idee will nach außen getragen werden. Goswin Walter erinnert sich an die Begegnung mit einer Frau, die ihm das gesagt hatte: Sie fahre schon mal mit dem Bus am Hospiz vorbei und ihr werde immer flau bei dem Gedanken daran, was sich dort hinter den Mauern abspielen würde. Fortan sei für ihn klar gewesen: Es geht auch darum, Berührungängste abzubauen und Menschen hinein zu holen ins Hospiz. Auf eine unverfängliche Weise und jenseits der Schwere, die diesem Ort damals noch zugeschrieben wurde. Die Hospiz-Kultur-Kneipe sei ein Projekt gewesen, das angestoßen, erstmal wieder in der Schublade gelandet und wieder herausgeholt worden sei. Man kommt zum Essen dort-

hin, es gibt Kulturangebote und nebenan wird gestorben: Schaut man genau hin, läuft es jenseits des Hospizes nicht anders.

Freitags am Empfang

Dass Sterben zum Leben gehört und nichts ist, was ausgegrenzt werden sollte: Diese Erkenntnis, so erinnert sich Goswin Walter, habe auch seine Frau vor ihrem Tod intensiv gelebt in allem, was sie getan hat. Und das auch noch, als sie selbst schwer erkrankt und bald klar war, dass ihr nicht mehr viel Zeit bleiben würde. Er selbst habe sie damals begleitet, gestorben ist Regina Walter zuhause. Das ist mittlerweile zehn Jahre her, seit einiger Zeit gibt es wieder eine Frau im Leben von Goswin Walter. Auch sie ist eng mit dem Hospiz verbunden, die Gespräche am Küchentisch reißen also nicht ab. Und dann sind da noch die Freitagnachmittage, an denen er selbst im Hospiz am Empfang sitzt. Was die Menschen bewegt, die dort ein und aus gehen: Das weiß Goswin Walter nur allzu gut.

WIE GEHT STERBEN?

*Anja Schurich ist Krankenschwester im Tageshospiz und sie weiß:
Über den Tod wird dort selten gesprochen*

„Irgendwie ist da eine Schranke zwischen mir und der anderen Welt...“



Nochmal leben vor dem Tod: Was man über Hospize sagt, gilt erst recht fürs Tageshospiz. Wer dort hin geht, will vor allem eines: Nicht ständig an seine Krankheit und das Sterben erinnert werden. Dass die Zeit, die noch bleibt, begrenzt ist? Das wissen die Menschen dort, allein schon deshalb, weil sich die Türen zum Tageshospiz nur mit einer palliativen Diagnose öffnen.

Dass die Erkrankung nicht heilbar ist, haben sie alle zuvor schon gehört von ihrem Hausarzt, vom Onkologen oder auch von Palliativmedizinern der SAPV. Notgedrungen sind sie längst zu „Experten“ für die eigenen Symptome geworden, vor allem auch, weil jenseits der Palliativmedizin in Kliniken oder auch Hausarztpraxen oftmals nicht viel Zeit bleibt für das Gespräch. Manchmal, so hört es Anja Schurich von den Gästen, würden solche Gespräche auch wenig sensibel ablaufen. Als Krankenschwester im Tageshospiz hört sie immer wieder die Krankengeschichten der Patienten, mit jeder Chemotherapie sei aufs Neue die Hoffnung verbunden, der Erkrankung auf den letzten Metern noch mehr Lebenszeit abzurufen. „Über den Tod wird hier selten gesprochen“, erzählt Anja Schurich, meist sei „vom Sterben“ die Rede. Warum das so ist? Vielleicht, so sagt sie es, weil „im Sterben noch Leben“ sei. Der Tod hingegen sei „kalt und endgültig“.

Die Themen im Tageshospiz sind ohnehin meist andere, da geht es um Alltagssorgen oder auch schon mal um Familiäres. Und vor allem auch darum,

sich gegenseitig Halt zu geben in einer Lebensphase, in der man sich oftmals weit weg fühlt von den Sorgen und Nöten der Anderen. Der Journalist Arno Luik, selbst an Krebs erkrankt, schreibt es in seinem Buch „Rauhnächte“ so: „Ich beobachte die allgemeinen Aufgeregtheiten mit Verblüffung; irgendwie ist da eine Schranke zwischen mir und der anderen Welt – und diese Schranke geht nicht hoch.“

Jene Schranke mag es auch sein, die zuweilen zu Problemen führt mit dem Partner, den Kindern, der Familie. Sich darüber austauschen zu können, miteinander ins Gespräch zu kommen und so sein zu können, wie man nun mal ist in dieser oder jener Phase der Erkrankung: Das sei etwas, so Anja Schurich, wovon die Gäste im Tageshospiz profitieren würden.

Wer eine palliative Diagnose bekommt, fühle sich herausgerissen aus der Normalität. Mit der Krankheit geht die Struktur verloren, der Mensch läuft Gefahr, inmitten von Symptomen und Therapien zu versinken. Hinzu kommen die Kraftlosigkeit und das Angewiesensein auf andere, was zuweilen schwer zu ertragen sei. Es gebe auch Patienten, die sich nicht mehr allein nach draußen wagen würden aus Angst, es nicht mehr zu schaffen.

Dass es doch geht, zusammen mit anderen Tageshospizgästen: Das sei eine wunderbare, stärkende Erfahrung. „Sterben hat etwas mit Vertrauen zu tun“, weiß Anja Schurich, das Tageshospiz sei dafür ein guter Ort.

Bevor sie selbst begonnen hat, dort zu arbeiten, war sie mehr als drei Jahrzehnte auf der Intensivstation eines Krankenhauses. Dort, so erinnert sie sich, „stirbt man am Monitor“. Wie gebannt hätten Angehörige auf die Geräte geschaut, denen habe sie dann mit Blick auf den Sterbenden gesagt: Hier liegt ihr Mensch, setzen sie sich ans Bett und nehmen sie seine Hand, streicheln sie ihn.

Jubiläumsveranstaltungen 2025

Kein Ort, das Haupt zu betten – Wort, Musik und Tanz auf dem Weg

Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Mensch aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann.“ (aus dem Matthäus-Evangelium) Dieses Programm ist eine künstlerische Umsetzung der Frage nach dem, was es braucht, um Menschen „auf der Durchreise“ in Krise, Krankheit und Sterben eine gute Wegbegleiterin, ein guter Wegbegleiter zu sein. Der Lebenstänzer Felix Grütznert lässt einen Mann „von der Straße“ auftreten, der über das Leben als Weg sinniert und Fragen stellt: Was braucht es auf dem Weg? Was braucht es am Ende des Weges? Hinzu kommen Texte, Tanz, und Musik u.a. von Franz Schubert, Charlie Chaplin und Johann Sebastian Bach.



Foto: Jörg Neumann

4. September 2025

19:00 Uhr

St. Franziskus-Kirche

Trills 34

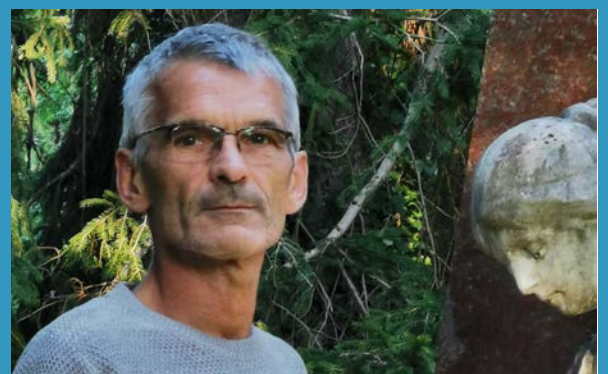
40699 Erkrath

Kosten:

Wir bitten um eine Spende

Zum Welthospiztag: Wie werden wir in Zukunft sterben?

Auch wenn niemand in die berühmte Glaskugel schauen kann und es selbst heute nicht vollständig klar ist, unter welchen Bedingungen gestorben wird, so sind auch zukünftig weitere Schwierigkeitslagen absehbar. Allein der Personalmangel, die demographische Entwicklung, die nicht eingebremste Verteuerung der Pflegeversorgung, aber auch veränderte individuelle und familiäre Sozialstrukturen und die mit diesen einhergehenden Anforderungen an Bürger und Staat begründen dies. Von einem Versuch der Erfassung der Ausgangssituation ausgehend beschreibt Prof. Dr. Wolfgang George Szenarien der näheren Zukunft (2045) und wie sich auf diese vorbereitet werden könnte. Sowohl aus Perspektive der Betroffenen und deren Familie, als auch der professionelleren Pflege. Es wird deutlich werden, dass ergänzende Lösungsangebote, Kooperationen und auch familiäre Selbstverständnisse etabliert werden müssen.



9. Oktober 2025

19:00 Uhr

St. Franziskus-Kirche | Trills 34 | 40699 Erkrath

Kosten: Wir bitten um eine Spende



„Die Sorge für den Schwachen schützt den Starken selbst. (...) Der Mensch, der es ablehnt, dem sinkenden Leben gut zu sein und der fortschreitenden Einengung, die es erfährt, zu Hilfe zu kommen, versäumt eine wichtige Chance, zu verstehen, was überhaupt Leben ist, wie unerbittlich seine Tragik, wie tief seine Einsamkeit, und wie sehr wir Menschen miteinander solidarisch sind.“

ROMANO GUARDINI

